führt Prinz Eitel Friedrich an den zwei aus Stahl gebauten Masten insgesamt 18 Ladebäume, und außerdem noch 2 Ausleger für die Luke vor dem Brückenhausfrontschott. Ladebäume und Ausleger sind hohlgeschweißte Stahlrohre, die für eine Tragfähigkeit von 2000 und 3000 Kilogramm berechnet wurden. Außerdem ist ein Baum am Fockmast für das große Gewicht von 20 000 Kilogramm entworfen.

Die Passagiereinrichtung bietet in der ersten Klasse 166 Fahrgästen, in der zweiten 158 und in der dritten Klasse 614 Passagieren Wohngelegenheit, dazu kommt dann die Besatzung in einer Stärke von 200 Köpfen, so daß insgesamt 1188 Personen befördert werden können.

Es nimmt uns kaum Wunder, bei einem Rundgang durch das Schiff in den Pantrys und Küchen Einrichtungen zu begegnen, wie sie nur in den vornehmsten Hotels anzutreffen sind, aber wir sind überrascht, in welch übersichtlicher, praktischer Weise diese Räume zueinander angeordnet und mit allen modernsten Einrichtungen, wie Patenteierkochern, elektrischen Kaffeemühlen, Messerputz-, Tellerwasch- und Dampfkaffeemaschinen ausgestattet sind. Ergänzend fügen sich in diesen Rahmen die Bäckerei, Schlächterei und der Backofenraum mit einer besonderen Brotkammer ein, und ist hier ferner noch der Raum für eine Druckerei vorgesehen.

Das Arrangement der Kammern für die Kajütspassagiere ist in sehr praktischer Weise erfolgt, indem in der ersten Klasse außer einer Anzahl Kammern für eine Person, ein großer Teil der übrigen Zimmer derart eingerichtet wurde, daß sie miteinander durch eine Tür zusammenhängend, als gemeinsame Räume für eine größere Familie benutzt werden können. Es finden sich weiter noch vier große Staatszimmer vor, deren Einrichtung behagliche Eleganz mit größter Zweckmäßigkeit vereinigt und mit denen ein besonderes Badezimmer direkt verbunden ist. Ebenso künstlerisch ausgeführt ist die auf dem Bootsdeck plazierte, die ganze Vorderfront einnehmende Luxuswohnung, deren Saloneinrichtung auf der Weltausstellung in St. Louis allgemeine Beachtung gefunden hat.

Als schönes Ergebnis harmonischer Zusammenarbeit von Ingenieur und Künstler bietet sich die architektonische Innenausstattung dar, die nicht nur in der Saloneinrichtung erster Klasse in vollendeter Formenschönheit ausgeführt wurde, sondern auch in den bezüglichen Einrichtungen der zweiten Klasse das Gepräge eines geläuterten Geschmacks und künstlerischer Behandlung trägt. Der in weißem Grundton gehaltene Gesellschaftssalon ist im Empirestil ausgeführt; über ihm erhebt sich ein 20 Quadratmeter großer Lichtschacht.

Ueber dem Speisesalon und teils um den Lichtschacht gruppiert, findet sich das gleichfalls in zarten Farben gehaltene Gesellschaftszimmer erster Klasse. Ein Kinderzimmer ist im Promenadendeck neben dem Maschinenschacht örtlich getrennt von den Gesellschaftsräumen gelegen und soll der kleinen Welt als Spiel- und Speisezimmer dienen. Eine ganz neuartige Erscheinung auf transatlantischen Schiffen tritt uns in der auf dem Bootsdeck errichteten Turnhalle entgegen, die, mit verschiedensten hygienischen Apparaten ausgestattet, zu Leibesübungen einlädt.

Allerlei aus Nah und Fern.

Versteinerte Pflanzen, Tiere und Menschen.

Von Zeit zu Zeit erhält man Beweise dafür, wie das ungebildete Volk seine Naturbeobachtungen mit großer Einbildungskraft auslegt und noch immer neue Sagen spinnt. Wenn erst jemand herausgefunden hat, daß eine sagenartig deformierte Heuschrippe die Umrisse einer menschlichen Gestalt besitzt, so ist die Erfindung eines Märchens nicht weit, und dann pflegen diesem auch die Gläubigen nicht zu fehlen. Man denke, um nur ein Beispiel aus der deutschen Heimat herauszugreifen, an die vielen mit phantastischen Namen begabten Felsen des Harzes. Wie das heute noch fortwirkt, läßt sich in besonders drastischer Weise an einem Stein veranschaulichen, der den Stolz eines „Museums“ auf der Insel Rügen bildet und nicht nur von seinem Besitzer, sondern auch von manchen, sonst gar nicht ungelehrten Leuten wegen seiner äußern Aehnlichkeit der Form und Aussehens für eine Art versteinertes Menschenhirn aus der Kreidezeit gehalten wird. In der Umgebung der Großstadt Adelaide in Australien ist neulich eine „versteinerte Frau“ entdeckt worden. Die Nachricht verspricht, ein großes Aufsehen zu erregen, und alsbald war die Sage fertig, es sei ein Rest der australischen Urbevölkerung, die erst seit etwa fünfzig Jahren gänzlich ausgestorben ist; die Frau sei in Stein verwandelt worden gleich den Unglücklichen in „Tausend und einer Nacht“. Selbstverständlich wird auch die versteinerte Frau nichts weiter sein als ein Werk der launenhaften Schöpfermacht unserer Mutter Natur, die sich oft darin gefällt, gleichsam skurrilaturen ihrer Lebenskraft zu schaffen, Nachahmungen von Pflanzen, Früchten, Muscheln, Vögeln usw., die ein unerfahrenes Auge wohl zu täuschen vermögen. Sogar ein Professor der Geologie hat es kürzlich nicht unter seiner Würde gehalten, Betrachtungen über einen Feuerstein in Gestalt eines Pferdekopfes zu machen und zuzugeben, daß er die Aehnlichkeit als groß genug anerkennen müsse, um zu versichern, daß der glückliche Finder fest davon überzeugt war, einen wirklichen versteinerten Pferdekopf als hohen Wertgegenstand sein eigen zu nennen. Sogar ein Zahn schien noch erhalten, der Geologe sachlich erkannte ihn als den Kopf einen Zahn hätte haben können.

Ernsthaft sind solche Dinge überhaupt nicht zu erörtern, denn zur Kreidezeit, in der die Feuersteine entstanden sind, gab es weder Pferde noch Menschen, also auch weder Pferdeköpfe noch Menschenhirne, die hätten in Stein verwandelt werden können. Manche Naturspiele stellen aber mit einer so verblüffenden Vollkommenheit das Bild von Organismen der, daß besondere Untersuchungen nötig gewesen sind, um die Aehnlichkeit als eine rein äußerliche zu erweisen. Jeder wird schon einmal einen Moosachat gesehen haben, der ganz deutlich von Moosfasern durchzogen erscheint, in Wirklichkeit aber feinerlei organischen Stoffe enthält. Manche baumartige Zeichnungen auf Steinen werden auch von der Wissenschaft Dentriten (Bäumchen) genannt. Ein berühmter Stein ist der sogenannte Landschafts- und Ruinenmarmor, der in seinem Geäder ganze Bilder von Städten oder zerfallenen Burgen dem Auge vormalt. Gewöhnliche Eisenerze kommen in der Form prachtvoller Trauben vor, Kalksteine ohne jeden tierischen Ursprung in der Form von Korallen. „Versteinerte Früchte“ sind häufig genug: Kirschen, Pflaumen, Aepfel usw. Zwischen Jerusalem und Bethlehem gibt es ein „Erbsenfeld“, das seine besondere Sage hat. Als die heilige Jungfrau mit dem Jesuskind sich einst dort ertrug, traf sie auf einen Bauern, und fragte ihn, was er säte. Dieser antwortete: „Steine!“, und die Jungfrau sagte darauf: „So soll es sein!“ Deshalb liegen dort auf dem Felde steinerne Erbsen. Aehnliche Märchen knüpfen sich an die „Oliven von Sodom“ und an die „Melonen des Elias“ auf dem Berge Karmel.

„gustav nagel“.

Der Naturmensch Gustav Nagel hat jetzt seine Reise nach Amerika angetreten und sich in seiner Heimat mit folgender „Bekanntmachung“ verabschiedet: „Ich bin so heute ab fereijt, der schützenwirt schünemann welcher di verwaltung meines heimes übernommen hat befriedigt gerne nach entrichtung des üblichen eintrittsgeldes das ferlangen nach besichtigung meines sonnenbades obgleich ich gegen feuer und einbruch ferschärt bin so hoffe ich doch daß ich mein heim bei meiner rückkunft unferseert widerfinde, got befohlen, gustav nagel, Arendsee i. altm.“

Wiener Touristen im Schneesturm.

Am Sonntag haben sich vier Wiener Touristen bei einer Partie auf dem Schneeberg verirrt. Der Zimmermaler Martzi erzählte, dem Neuen Wiener Tageblatt zufolge: Ich fuhr Sonntag früh in Begleitung meines Bekannten Waltner mit dem vom alpinen Verein Naturfreunde veranstalteten Extrazuge nach Puchberg. Dort teilte sich die aus ungefähr 600 Personen bestehende Reisegesellschaft in sechs Partien, von denen jede einen anderen Weg auf den Schneeberg wählte. Waltner und ich gingen allein zur Sparbacherhütte. Der Aufstieg dauerte zwei, einhalb Stunden. Unterwegs wurde es kalt, bei der Sparbacher Hütte empfing uns ein Schneesturm. Gegen 11 Uhr holten wir unseren Proviant hervor, aßen und setzten später die Partie fort. Unser Ziel war der Kaiserstein; allein wir fanden die Markierung nicht, der Schneesturm hatte die Pflöcke, die die Markierung trugen, wahrscheinlich aus der Erde gerissen, und so beschlossen wir, eine andere Partie zu machen. Unbeabsichtigt gerieten wir auf die zum Klosterwappen führende rote Markierung, und wir hielten uns an diesen Weg. Wir trafen den Pechanker Sonzima und dessen Freund Wagner, die sich uns anschlossen. Ein orkanartiger Schneesturm wütete. Nur mit Anspannung aller unserer Kräfte kamen wir vorwärts. Der Sturm schleuderte einen meiner Kameraden — ich weiß wirklich nicht mehr, wen — zweimal zur Erde. Mit viel Mühe erreichten wir das Klosterwappen, bis aufs äußerste erschöpft. Rast zu halten, konnten wir infolge der Gefahren der Stelle nicht riskieren. Ich wollte zum Damböckhause, um Puchberg zu erreichen. Der Sturm tobte fort, unausgesetzt fiel auch Schnee, und es gab Stellen, wo wir bis zur Brust versanken. Plötzlich öffnete sich vor uns ein Graben, wie ich später erfuhr, der Kohlgraben. Meine Kameraden erklärten, um nichts in der Welt weitermarschieren zu wollen. Alle meine Vorstellungen, doch fortzuwandern, waren erfolglos. Der Graben sei schneefrei, wir kämen also wenigstens aus diesem fürchterlichen Sturme heraus, wurde mir entgegengehalten. Da ich vom Graben aus die Route ins Höllental zu erblicken glaubte, fügte ich mich, und wir schritten hinab. Es war unterdessen 6.15 Uhr abends geworden. Eine ungefähr 80 Meter hohe Wand gebot uns plötzlich, einzuhalten. Uebernachten durften wir hier, wollten wir unser Leben nicht dem Erfrierungstode preisgeben, auf keinen Fall; denn obwohl wir nun vom Schnee verschont waren, wehte im Graben ein eisiger Wind, der uns bis auf die Knochen drang. Meine Kameraden konnten nicht weiter, so wanderte ich allein über die Wand hinunter. Der Zufall war mir günstig, denn ich fand die Markierung zum Weichtal, das ich erreichen wollte. Meine Kameraden, denen ich vom Fuße der Wand aus zurief, ob sie hinab könnten, antworteten, sie seien furchtbar erschöpft. Ich schrie ihnen also zu, daß sie bleiben möchten, bis ich mit einer Rettungsexpedition zurückkäme. Gegen 7.45 Uhr langte ich beim Wirtshause Hartberger an, stärkte mich in aller Eile und begab mit mit einer Expedition in den Kohlngraben, wo wir um 11 Uhr nachts eintrafen. Meine Kameraden hatten in der Zwischenzeit ein Feuer angezündet, an dem sie sich wärmten; sie waren vor Kälte fast erstarrt. Wir alle marschierten kurz nachher in das Hartbergersche Wirtshaus, wo wir um 2.30 Uhr früh anlangten. Dort wurde den Touristen die Labung zuteil, deren sie so sehr bedurften.

Moderner Eisenbahnraub.

Mit unerhörter Kühnheit und Geschick ist, wie schon gemeldet, die amerikanische Post aus dem Eisenbahnzug zwischen Paris und Havre geraubt worden. Aus diesem Anlaß plaudert ein Mitarbeiter des Gaulois sehr interessant über diese höchst moderne Form des Raubes.

In der guten alten Zeit hatten die Wegelagerer leichtes Spiel, die Postkutschen und die Reisenden auszuplündern. Sie stellten sich an einem entlegenen Ort auf, und wenn die schwere Postkutsche angerumpelt kam, richteten sie ihre Büchsen auf den Postillon; es gehörte nur einige Kaltblütigkeit zu dem Geschäft, und obendrein verhöhnten sie die Gendarmerie, die doch nicht den ganzen Weg die Postkutsche bewachen konnte. Die Einführung der Eisenbahnen führte dann zunächst einen verhängnisvollen Schlag gegen diese eintrügliche Industrie und machte dem goldenen Zeitalter der Wegelagerer ein Ende. Wie sollte man einen Zug anhalten, der schnell dahinfährt und nicht so leicht zertrümmert werden kann? Aber diese Herren sind geniale Leute, die mit der Zeit mitgehen und sich die vollkommensten Erfindungen zunutze machen. Sie verwenden die besten Werkzeuge; aber sie arbeiten nicht mehr vom Hinterhalt von der grünen Landstraße aus, sondern nehmen Platz in einem bequemen Schlafwagen oder in einer Kabine erster Klasse auf einem transatlantischen Dampfer. Sie treten wie die Gentlemen auf, wissen sich ihren zukünftigen Opfern angenehm zu machen und daraus dann in voller Sicherheit Nutzen zu ziehen.

Fast immer gehören sie einer internationalen Bande an, die nur bedeutende Coups macht. Entweder „arbeiten“ sie auf Postschiffen oder in Eisenbahnen oder in großen Hotels. Eine solche Bande führte vor einigen Jahren den Diebstahl von 400 000 Franks zum Schaden der französischen Nordbahn aus. Diese Gesellschaft leistete damals an der Bank von Frankreich mehrere Einzahlungen in der Woche. Zu dem Zweck fuhr ein Wagen der Gesellschaft vor den Fenstern der Hauptkasse vor. Die Geldsäcke wurden direkt vom Fenster in das Innere des Wagens übergeführt, wo sie von Beamten empfangen und gezählt wurden. Eines Tages wurde jedoch das Geld, weil auf dem Hofe des Bahnhofs Reparaturen ausgeführt wurden, auf einen kleinen Wagen gebracht. In diesem Augenblick fragte ein vornehm gekleidetes Individuum den Kutscher des Packwagens nach dem Wege zum Boulevard Magenta. In demselben Moment forderte eine andere Person mit stark britischem Accent vom Kassenboten ein Billet nach London, und während beide Beamten sich mit ihnen beschäftigten, benutzte ein drittes Individuum ihre Unaufmerksamkeit, um mit wundervoller Schnelligkeit einen Postsack mit 400 000 Francs in Banknoten fortzunehmen.

Das Opfer eines anderen, sehr kühnen Raubes, war im Jahre 1895 die Herzogin von Sutherland. Die Herzogin begab sich mit ihrer Kammerfrau nach England. Auf dem Nordbahnhof legte sie in ein Abteil ein rotes Lederkoffercheu mit ihren Schmucksachen, und stieg dann bis zur Abfahrt aus dem Wagen heraus. In diesem Augenblick stellte sich ein Herr vor sie hin, der sie frech anblickte, wahrscheinlich um ihre Aufmerksamkeit zu fesseln und seinem Komplizen Gelegenheit zur Ausführung des Diebstahls zu geben. Erst als der Zug schon in Bewegung war, bemerkte die Herzogin das Fehlen ihrer Schmucksachen, die über 600 000 Francs wert waren. Als die Diebe nach mehreren Monaten verhaftet wurden, hatten sie die Kleinodien längst verkauft.

Die Postwagen reizen die Diebe oft. Am 2. Juli 1877 wurden alle Wertbriefe des Schnellzuges Calais—Paris geraubt, kurze Zeit darauf zwischen Ostende und Verviers 1 Million Francs in Banknoten, die nach Deutschland, Oesterreich und Rußland gehen sollten. Im Jahre 1889 wurde ein ähnlicher Anschlag auf die indische Post geplant die 14 Millionen enthielt. Aber zum Glück merkte ein Angestellter den Anschlag und verhinderte ihn.

Ein ebenso fruchtbares Feld für die Gauner bieten die Postschiffe. Als in Marseille der „Cachar“ in den Hafen von Joliette einlief, vermißte eine Mme. P., die die Ueberfahrt vom fernen Osten gemacht hatte, das Fehlen ihrer kostbaren Schmucksachen. Alles Personal an Bord wurde durchsucht, die Passagiere wollten ihre Koffer öffnen, das Schiff wurde in allen Winkeln durchforscht, aber keine Spur von den Juwelen war zu finden. Mme. P. ist unerschüttlich über den Verlust der Familienstücke und fährt verzweifelt nach Vichy. Nun aber nimmt die Sache eine sonderbare Wendung. Mme. C., ein andere Passagierin des Cachar, findet in Versailles in einem ihrer Koffer, der wie die anderen durchsucht worden ist, die Juwelen von Mme. P. Die Schlösser sind unverletzt, aber der Deckel ist losgeschraubt, wie sie sich bei näherer Untersuchung herausstellt, und es bleibt nur die Annahme übrig, daß die Diebe aus Furcht vor der Entdeckung die Schmucksachen vorläufig in den Koffer hineinpraktiziert und nachher keine Zeit gefunden haben, sie wieder herauszunehmen.

Verantwortlicher Redakteur Ed. Berhülsdonk in Bochum.
Verlag und Rotationsdruck der Märkischen Vereinsdruckerei.



Nr. 230. 6. Oktober 1904.

Mit Feuer und Schwert.

Roman aus dem großen Bauernkriege
von Felix Nabor.

Nachdruck verboten.

Herr Jörg schüttelte das Haupt und ließ das Helmgitter herab. „Jetzt wirds schlimm!“ brummte er. „Sie greifen an zehn Orten zugleich an. Dem sind wir nicht gewachsen.“

Während die einen die mit Stricken wieder zusammengehängten Leitern an den entferntesten Stellen anlegten, eilten andere in den nahen Wald, hieben junge Tannen um, schleppten sie samt den Aesten herbei und warfen die schlanken Stämme gegen die Mauer. Wie Katzen kletterten sie daran empor, und Herr Jörg und seine Knechte hatten genug zu tun, um die Angriffe abzuwehren. Es gelang ihnen wohl, einzelne Leitern oder Stämme umzuwerfen, aber während dies auf der einen Seite geschah, ballten sich auf der andern die Angreifer zu einem dichten Klumpen, legten sich platt auf die Mauer, zogen die andern nach und sprangen endlich unter lautem Geheul in den Klosterhof — zehn, zwanzig, dreißig auf einmal. Und immer weitere Scharen rückten nach.

Herr Jörg sah, daß die Mauer nicht mehr zu halten war. Da stieg er bedächtig herab von der Brüstung, tiefe Trauer im Herzen — das Kloster war verloren, dieser wilden Horde preisgegeben! Das bereitete ihm heißen Schmerz, und er sah im Geiste, wie die heilige Stätte des Friedens von den ruchlosen Buben entweiht wurde, er sah die geschändeten Altäre, die zertrümmerten Bildwerke, er sah das Kloster in Rauch und Flammen — —

Ein heißer Grimm erfaßte ihn. „Wenn es denn nicht möglich ist, das Kloster zu retten, so sollen sie wenigstens die kostbare Beute teuer erkaufen müssen,“ dachte er, und zog sich, alle Knechte um sich geschart, kämpfend zurück, bis zur Meierei, die mit ihren mächtigen Mauern wie ein gewaltiger Block den Eingang zum Klosterhof flankierte. Hier stellte er sich auf, im Rücken gedeckt durch die Mauer, und in je drei Schritte Abstand zu seiner Rechten und Linken die noch unverletzten Knechte.

In dichten Haufen stürmten die Bauern heran, zwanzig zugleich stürzten sich auf einen Knecht. Nach kurzem Kampf erlag einer um den andern und sank blutend und röchelnd zur Erde.

Der Boden ward rot von dem Blut der treuen Männer, und die weiße Mauerwand färbte sich wie ein Purpurtuch, auf dem rotes warmes Menschenblut in dampfendem Bächlein niederrieselte.

Einer um den andern war gefallen und nun lagen sie still und bleich an der Erde. Als letzter sank der treue Markwart in die Knie, die Linke auf die klaffende Brustwunde gepreßt, die ihm eine Hellebarde geschlagen hatte. Das Blut quoll in einem dicken Strome aus der gräßlichen Wunde und das brechende Auge heftete sich kummervoll auf seinen Herrn. „Mir sitzt der Tod in der Brust,“ stöhnte er. „Ach Herr, es geht nimmer! Lebt wohl . . . ich kann nicht mehr!“

Das treue Auge brach, das Haupt sank müde und schwer gegen die Mauer. „Gott sei Deiner Seele gnädig!“ sagte Herr Jörg, und schlug mit seinen zwei Händen einen so gewaltigen Bogen, daß gleich zwei Bauern auf einmal blutend zusammensanken.

Nun stand er ganz allein, wie ein Riese inmitten einer wogenden Brandung. Sein breites Schwert, von dem das Blut tropfte, schlug sich bei jedem Hieb eine blutige Gasse, aber sie wurde enger und enger. Der scharfe Stahl traf nicht mehr auf Menschenleiber, sondern auf harte Waffen, die sich ihm wie ein blitzender Wald von Spießen und Sensen entgegenstreckten.

Einmal noch mähte er den Speerwald nieder, daß es nur so krachte und splitterte, dann drang das Schwert nicht mehr durch — es stat festgeklemmt in einer Eichenkeule.

Aber mit mächtigem Ruck riß er es los und hob es hoch — ein schmetternder Schlag — und vor ihm gähnte aufs neue eine blutige Gasse.

Mit jähem Ruck sprang er hinein und schüttelte die Feinde wie schwache Zwerge von sich. Noch einmal wollte er das Schwert heben — aber es ging nicht. Die Feinde klammerten sich an seine Arme und Füße, an seine Schultern und an den mächtigen Rumpf. Wie ein Schwarm von Wespen wimmelte es an ihm empor — er spreizte die Füße, schüttelte zornig das Haupt und stieß das Schwert nach rechts und links ohne zu treffen.

Hundert Spieße und Speere, Hellebarden und Sensen bohrten sich in seinen Leib, daß das Blut nachrieselte. Aber immer noch stand Herr Jörg aufrecht, wie ein Fels.

Da fuhr ihm ein scharfer Spieß zwischen Harnisch und Halskragen in die Kehle — ein blutender Vorhang zog sich vor seine Augen und wie ein riesiger Eichenbaum, den der Wetterstrahl getroffen, brach er zusammen, mit dem lauten Schrei: „Jesus — Maria! Das Kloster —!“

Wie eine tolle Meute ergoß sich der Schwarm der Bauern über den Gefallenen hinweg. Siegjauchzend erbrachen die Bauern Türen und Fenster, um zu rauben und zu plündern.

Judith stand finster an dem Klostertor. Sie hatte dem furchtbaren Kampfe von ferne zugesehen, aber sie vermochte sich des Sieges nicht zu freuen. Mit abgewandtem Gesicht ging sie über den Klosterhof, wusch ihre Hände, welche mit Blut bespritzt waren, am rauschenden Brunnen, und trat in den Kreuzgang, um Angla zu suchen. —

In diesem Augenblick brach die Sonne aus dichtem Gewölk und ihr goldiger Schein legte sich wie eine goldene Krone um das Haupt der stummen Schläfer, der treuen Verteidiger des Klosters Lichtenstern.

Drittes Buch.

Rote Ostern.

Erstes Kapitel.

Totenstille lag über dem Klosterhügel zu Lichtenstern; das bleiche Mondlicht flutete über zertrümmerte Dächer und geborstene Mauern, die sich gleich klagenden Armen zum Himmel emporstreckten.

Ein einzelner Reiter trabte durchs Tal, seine Waffen blitzten im Mondlicht. Es war Hans Diether von Sensheim. Als er die Klosterstiege emporritt, gewahrte er zerstampfte Felder, niedergetretene Büsche und gefällte Bäume. Ein jäher Schrecken fuhr ihm in die Glieder. „Heiliger Himmel, was ist geschehen?“ Und er gab seinem Rosse die Sporen, daß es eiligen Laufes den Hügel erklomm.

Das Tor stand weit offen, die Torflügel waren zertrümmert und durch die geöffnete Pforte flutete in hellen Strömen das Mondlicht und beleuchtete allenthalben Greuel und Verwüstung. Zerbrochene Waffen, zerschlagene Geräte, zerrissene Bücher und Schriften lagen zerstreut am Boden und große schwarze Flecken glänzten seltsam schauerlich in der Nacht. Als Hans Diether vom Rosse sprang und sie mit dem Fuße berührte, gewahrte er, daß es geronnenes Blut war.

Er stieß einen lauten Schrei aus und rief den Namen seiner Braut: „Renate! Renate!“

Aber kein menschlicher Laut antwortete seinem Rufe, nur ein schauerliches Echo klang ihm aus den verwüsteten Gebäuden entgegen. Eine entsetzliche Angst überfiel ihn. „Um Christi willen,“ sprach er, bleich bis an die Lippen, „Renate wird mit den Nonnen doch nicht in die Hände dieser Mordbuben gefallen sein. Das wäre schrecklicher als der Tod!“

Hastig band er sein Roß an den Klosterbrunnen, um das Kloster zu durchsuchen. Aber von Entsetzen geschüttelt blieb er stehen. Da lagen ganze Reihen toter Bauern, wie niedergemäht, mit klaffenden Wunden und glasigen Augen, die glanzlos zum Himmel starrten. Dicht an der Mauer lagen die erschlagenen Klosterknechte und dort — dort lag Herr Jörg Knopf von Lupfen, der Klostermeier, lang hingestreckt, das Haupt auf dem Mauersockel, während die Rechte noch den Schwertgriff umklammert hielt.

Ein Schauer ging durch Hans Diethers Körper. Er stieg über die Leichen hinweg und trat zu Herrn Jörg. „Armer Herr,“ sagte er, und fuhr zärtlich über die blutbedeckte Hand, „Du hast Dein Leben dem Kloster zum Opfer gebracht. Möge Dir Gott Deine Treue lohnen!“

Er machte ihm das Kreuzeszeichen auf den Helm und ging traurig weiter. Ueberall Grauen und Verwüstung! Zertrümmerte Säulen und Bildwerke, verkohlte Papiere und zerrissene Kirchengewänder, leere Fensterhöhlen, durch welche klagend der Nachtwind zog.

Aber von den Nonnen und Renate keine Spur! Waren sie wirklich in die Hände der Bauern gefallen und fortgeführt worden?

Die Angst um das Schicksal der geliebten Braut ließ ihm keine Ruhe. „Es sind nur zwei Fälle möglich," sagte er sich. „Entweder ist Renate in die Hände der Bauern — oder aber sie ist, noch eher das Kloster bedroht war, nach Weinsberg geflohen, zu dem Grafen von Helfenstein."

Und ohne weiter zu forschen, bestieg er sein Pferd, warf noch einen wehmütigen Blick auf Herrn Jörg und sagte den Klosterberg hinab, Weinsberg zu.

Er sah schon die Türme der Stadt im Mondlicht schimmern und erblickte das alte Weibenschloß, das drohend und trutzig von dem breiten Bergkegel herabschaute — da kam ihm auf schäumendem Roß ein Reiter entgegen.

Hans Diether lockerte die Schwertscheide, parierte sein Roß und legte die Rechte an den Schwertgriff.

Der Reiter flog heran — eine schlanke Gestalt auf feurigem Rappen, neigte sich im Sattel vor und rief: „Bist Du's — oder bist Du's nicht, Hans Diether?"

„Freilich bin ich's," rief dieser. „Und Du, oh, das ist ja mein feiner Junker Berchtold. Ich glaubte Dich in den Reihen der Bauern," setzte er grimmig hinzu. „Du wolltest doch mit ihnen paktieren im Lager, nicht?"

„Daß sie die Pest hole," schrie Berchtold und zügelte sein ungestümes Roß. „Davongelaufen bin ich ihnen bei Nacht und Nebel, nach Lichtenstern."

„Nach Lichtenstern?" schrie Hans Diether auf. „So weißt Du, was dort geschehen ist."

„Ich kann es nur ahnen," sagte Berchtold düster. „Das Kloster ist bedroht."

„Ist zerstört," sagte Hans Diether finster. „Mauer und Tor gebrochen — Herr Jörg mit den Seinen erschlagen."

„Es waren der Bauern zu viele," sprach Berchtold. „Herr Jörg wollte um keinen Preis das Kloster verlassen."

„Wie? Woher weißt Du das?"

„Ich bin doch in der Nacht, ehe die Bauern anrückten, nach Lichtenstern geeilt, um die Nonnen zu warnen."

„Herzensjunge!" jubelte Hans Diether und drückte dem jungen Freunde kräftig die Hand. „Das hast Du brav gemacht. Und wo sind nun die frommen Schwestern? Und wo ist Renate?"

„Die Schwestern sind nach Heilbronn entflohen, in ihren festen Pflegehof. Und Renate —" er zögerte, weiterzusprechen! — „Renate und Angla habe ich an einen sicheren Ort gebracht. Trüben überm Necker — in das Haus des schwarzen Weibes."

„So sind sie gerettet?" rief Hans Diether.

Berchtold schwieg beklommen. Endlich sagte er zögernd: „Sie war gerettet, Hans Diether! Aber es gefiel ihr nicht unter dem niederen Strohdach. Und wie ich heute abend ausritt, um Kunde einzuziehen über das Kloster und über Dich — da war sie verschwunden, mitsamt ihrem Roß."

„Gerechter Himmel!" schrie Hans Diether auf. „Und hast Du keine Spur von ihr?"

Berchtold schüttelte das Haupt. „Vielleicht hat sie sich nach Burg Weinsberg in den Schutz des Grafen Helfenstein begeben! Vielleicht auch — ist sie in die Hände der Bauern gefallen, sie schwärmen ja auf allen Wegen umher, wie die Mücken zur Sommerszeit. Hans Diether, es ist mir leid um Dich — und um Deine Braut. Warum aber blieb sie nicht in der Bauernhütte, wo sie sicher geborgen war?"

Berchtolds Worte klangen wie ein Vorwurf. Hans Diether hörte es wohl und sagte wie zur Entschuldigung: „Du kennst Renates hohen und klugen Sinn nicht, Berchtold. Was sie tut, ist immer wohl überlegt. Ich will sie nicht schelten, weil sie das sichere Asyl verließ. Sie wußte, warum sie's tat. Vielleicht aber machen wir uns unnötige Sorgen, vielleicht ist sie droben im Schlosse wohl geborgen und erwartet meine Rückkehr."

„Mag sein!" sagte Berchtold. „Nun aber sag mir, wie kamst Du los von der schwarzen Schar?"

„Florian Geyer ist ein edler Mann," sagte Hans Diether ernst, „wennschon ich es nicht begreifen kann, daß er, der Sprosse eines freien Standes, von der Ritterschaft abfiel und sich zu dem gemeinen Mann schlug. Er nahm mir das Wort ab, drei Tage nichts wider die Bauern zu unternehmen, auch nichts von dem, was ich in dem Bauernlager vernommen, zu verraten. Und als ich ihm darauf mein ritterliches Wort gegeben — gab er mich frei! Bis zum Karsamstag abend ist mir Schwert und Mund gebunden — dann aber bin ich los und ledig. Und nun wollen wir sehen, ob wir Einlaß finden in die Burg. Es muß nahe um Mitternacht sein."

Sie ritten langsam den Hügel empor, ließen die Stadt Weinsberg, die als freie Reichsstadt nicht zur Burg gehörte, weshalb ihre Befestigungen mit dieser in keiner Verbindung standen, zur Linken, und kamen endlich an die Zugbrücke, die sich langsam niedersenkte, nachdem die beiden ihre Namen genannt hatten. Das war fast zum Verwundern, daß inmen mitten in der Nacht so rasch geöffnet wurde. Aber als sie in den Burghof ritten, vermochten sie es zu erklären; aus den Fenstern des Palais brach roter Lichtschein und es schien in allen Räumen noch reges Leben zu herrschen, was wohl mit den Unruhen in der Gegend und mit den Raubzügen der Bauern zu erklären war.

Graf Helfenstein war noch wach, als die beiden Ritter ankamen, und begrüßte sie mit ernstem Gesicht.

Hans Diethers erste Frage war nach Renate, seiner Braut. Aber auf Burg Weinsberg wußte niemand etwas von ihr zu sagen. Hans Diether erblaßte und wollte sogleich wieder in die Nacht hinausreiten, um nach ihr zu forschen, und nur mit Mühe vermochte ihn Graf Helfenstein zu bestimmen, das fruchtlose Beginnen aufzugeben. Er versprach ihm, gleich am anderen Morgen einen vertrauten Knecht auf den Rappenhof zu schicken und den Weiger zu veranlassen, nach Renate zu forschen. Für einen Ritter sei es jetzt gefährlich, allein durchs Land zu reiten, weil es auf Wegen und Stegen von aufrührerischen Mordbuben wimmle.

„Noch keine drei Stunden sind vergangen," fuhr Graf Helfenstein fort, „seit ich mit Dietrich von Weiler von Stuttgart zurückgekehrt bin, um von der österreichischen Regierung Hilfe zu holen wider die in Schwaben eindringenden Odenwälder hellen Haufen. Aber es hat wenig gefrommt, sie sind alle selber höchstens bedroht. Und so hab' ich kaum siebzig Ritter und Reisige um mich, wenn die Bauern anstürmen."

„Werden sie es wirklich wagen, gegen das feste Schloß anzurücken?" fragte Hans Diether.

„Es ist ihnen wohl zuzutrauen," sagte Graf Helfenstein. „Sie sind frech wie die Mucken, und dann hab' ich von einem Heilbronner Bürger, einem von der Ehrbarkeit, heute nacht heimliche Botschaft erhalten, daß die Bauern vor dem deutschordenschen Städtchen Neckarsulm liegen, um es zu plündern. Mehr als achttausend Bauern, alle wohl bewehrt und bewaffnet! Und die hätten ganz laut die Absicht verraten, Weinsberg zu nehmen und dem Adel zu Leibe zu gehen. Achttausend Bauern — das ist mir fast zu viel! Da heißt es, sich vorsehen! Mit einem Dutzend Knechte läßt sich zwar die feste Burg nochmal eng halten. Aber die Stadt ist nur schwach besetzt. Darum sollt' ich einen treuen Mann haben, der in aller Eile nach Stuttgart reitet, um Hilfe zu holen. Die Treue aber, mein Lieber, ist in der schlimmen Zeit so selten! Und ich kann kaum einen einzigen Mann entbehren!"

Da sprang Junker Berchtold auf. „Herr Graf," rief er mit glühenden Wangen, „so Ihr meiner begehrt — ich steh' Euch mit Leib und Leben zu Diensten."

Der Helfensteiner schaute mit Wohlgefallen auf den schmucken Junker und reichte ihm die Hand. „Gut," sagte er, „ich nehm's an! Und so wir uns der Bauern erwehren, sollst Du aus meiner Hand die goldenen Sporen erhalten!"

Während den beiden Rittern ein Trunk vorgesetzt wurde, schrieb Graf Helfenstein einen Brief an Erzherzog Ferdinand in Stuttgart, dessen Liebling er war, um rasche Hilfe, da er mit seinen wenigen Leuten dem mächtigen Bauernheer auf die Länge nicht werde widerstehen können.

„Wo mir," so schloß er, „mit Reisigen oder anderen Knechten nicht Hilfe oder Zusatz kommt, so will ich meine Ehre hiemit bewahrt haben. Wo einiger Schaden oder Nachteil daraus erfolgen möchte, will ich daran unschuldig sein, wiewohl ich nichtsdestoweniger, so lange mein Leben währt, alles das tun will, was einem frommen und redlichen Amtmann wohl geziemt."

Und in einer Nachschrift fügte er hinzu, man möchte ihm doch um Christi willen die hessischen Pferde von Stund an herabschicken und auch die pfälzischen Reiter mit samt dem Geld, um tausend Knechte anzuwerben, damit nicht Nachteil, Spott oder Schaden daraus entstehe. Denn alle Dörfer des Amtes mit Ausnahme von Eberstadt seien bereits dem hellen Haufen zugefallen. — —

Nachdem Berchtold einige Stunde geruht hatte, brach er in aller Frühe auf, um den Brief des Grafen Helfenstein nach Stuttgart zu bringen.

Hans Diether ritt mit ihm bis nach Heilbronn und schlug dann den Weg nach Böckingen ein, um nach Renate zu suchen, ein Knecht des Helfensteiners begleitete ihn. Vom Weiger vom Rappenhof begleitet ritt er die Kreuz und Quer, ohne auch nur die geringste Spur von der Gesuchten zu finden. Gegen abend gab er sein fruchtloses Bemühen auf und ritt nach Weinsberg zurück, nachdem er dem Weiger den Auftrag gegeben hatte, keine Mühe unversucht zu lassen, um Renate zu finden.

Als er das Gebiet der Reichsstadt Heilbronn durchritt, begegnete er einzelnen kleinen Bauernhaufen, die ihm indeß nichts anzuhaben vermochten. Sein treues Roß und sein gutes Schwert schufen ihm freie Bahn. Aber als er endlich nach gefahrvollem Ritt die Burg Weinsberg erreichte und mit dem Helfensteiner vom Turm aus die Gegend überschaute, bemerkten sie allenthalben Bauernhaufen, die mit flatternden Fähnlein und blitzenden Waffen vorüberzogen, talabwärts dem Laufe der Sulm folgend, um zum großen Bauernheere zu stoßen, das sich, auf den Wiesen um Neckarsulm gelagert, ja sogar im Städtchen selber einquartiert hatte.

„Das wird ein böses Ostern geben," sagte Graf Helfenstein, „solch freches Beginnen der Bauern hätt' ich mir nicht versehen, als wir vor ein paar Wochen hier zusammen waren. Rein toll sind die Bauern und fürchten den Teufel nicht! Seit sie erfahren, daß der Truchseß bei Würzach die oberschwäbischen Bauern zu Paaren getrieben und ihrer gegen siebentausend in den Sand gelegt haben soll, gebärden sie sich blutgieriger und mordlustiger denn wilde Tiere. Alles müsse sterben, was Sporen trage, schrieen sie! Blutrache wollen sie üben für die gemordeten Brüder! Die Güter der Ordensherrn zu Neckarsulm sind schon von ihnen in Besitz genommen, von allen Ortschaften und Bauernschaften des Neckars strömen dem Heere immer neue Scharen zu, und nun wollen sie das offen liegende Land Württemberg in den Bund aufnehmen, um dann nach Franken zu ziehen und den Hauptschlag auszuführen. Es ist ein Jammer, zusehen zu müssen, wie leicht ihnen alles glückt. Hätten wir wenigstens ein Bundesheer, wie der Truchseß, daß wir ihnen entgegenstellen könnten! So aber ist das ganze Land und alles, was adlig und geistlich ist, ihnen preisgegeben."

„Ich hab' es mit eigenen Augen gesehen, wie schlimm die Bauern hausen," sagte Hans Diether. „Wo ihr Fuß hintritt, da fließt Blut und da giebt es rauchende Burgen und Klöster. Der üble Spruch hat sich erfüllt:

Kein Messer niemals härter schiert,
Denn wenn der Bauer Meister wird."

„Wenn sie uns angehen," sagte der Helfensteiner, „so bleibt nichts anderes übrig, als mit ihnen zu unterhandeln und sie so lange hinzuhalten, bis wir Hilfe von Stuttgart bekommen."

„Und wenn diese ausbleibt?" fragte Hans Diether ernst.

„So wollen wir uns tapfer unserer Haut und unseres Rechts wehren und als christliche Ritter fallen."

Die beiden drückten sich stumm die Hände; sie waren nicht mehr im unklaren, daß sich ein furchtbares Gewitter über dem alten Welfenschloß und über der Stadt Weinsberg zusammenzog. Aber Furcht kannten sie nicht, und jeder hätte es als Feigheit und Schande betrachtet, seinen Posten zu verlassen. Lieber kämpfen und ritterlich fallen als fliehen! Ein Tod in Ehren war die letzte Hoffnung, die ihnen blieb!

Fortsetzung folgt.

Volkswohlstand und Vereinsmeierei.

Eines der Hauptschlagwörter unserer Zeit ist: die Hebung des Volkswohlstandes, und von den verschiedensten Seiten wird das Bestreben darauf gerichtet, durch Selbst- und Staatshülfe die wirtschaftliche Lage der breiten Schichten der Bevölkerung zu verbessern um somit den allgemeinen Wohlstand zu fördern. Das verdient selbstredend alle Anerkennung, und man kann daher einem solchen Bemühen nur besten Erfolg wünschen. Allerdings darf hierbei nicht vergessen werden daß nur dann ein befriedigendes Resultat erzielt werden kann, wenn die Hindernisse, die dem Vorwärts und Aufwärtsstreben entgegenstehen, möglichst aus dem Wege geräumt und die Schädlinge und Feind des Volkswohlstandes energisch bekämpft werden.

Zu diesen Hindernissen, Schädlingen und Feinden gehört in allererster Linie die Vereinsmeierei und die mit derselben eng verknüpfte Vergnügungs und Genußsucht, wie das aus Folgendem klar und deutlich hervorgehen dürfte.

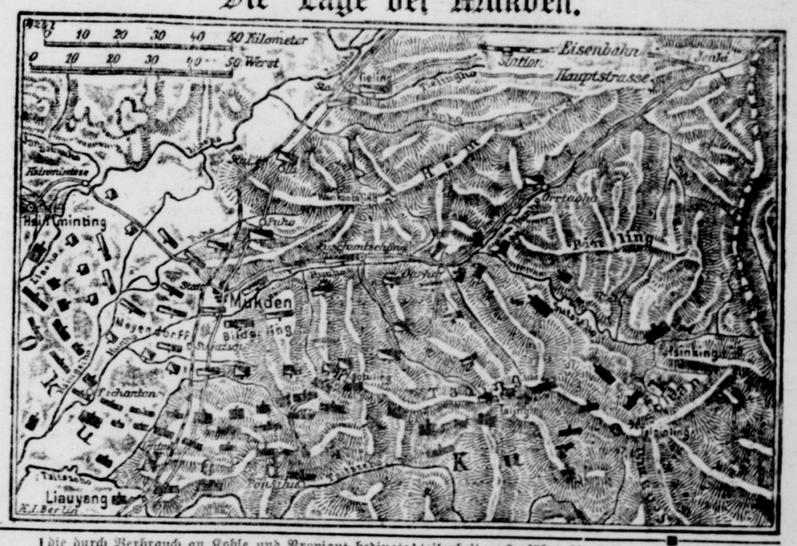
Das Deutsche Reich zählt etwa 58 Millionen Einwohner, von denen auf Preußen zirka 37 Millionen Seelen kommen. Von diesen sind rund 3½ Million zur staatlichen Einkommensteuer mit einem jährlichen Einkommen von 900 bis 3000 Mark, und etwa eine halbe Million mit einem solchen von mehr als 3000 Mark veranlagt. Hieraus geht ohne Zweifel hervor, daß das Gros der Bevölkerung in Preußen nichts weniger als wohlhabend ist; denn, wie erwähnt, bewegt sich das Einkommen der meisten Steuerzahler zwischen 900 und 3000 Mark und noch nicht eine halbe Million Personen hat mehr als 3000 Mark Einkommen im Jahre, wogegen viele Millionen Einwohner wegen eines geringeren Einkommens als 900 Mark von der staatlichen Einkommensteuer vollständig befreit sind. Diese Tatsache müßte an sich ausreichend sein, um das große Publikum anzuspornen, alles daran zu setzen, seine wirtschaftliche Lage zu heben, seinen Wohlstand zu fördern. Allein, das ist durchaus nicht der Fall, da jahraus, jahrein riesige Summen für Vergnügungs-, Vereinszwecke und Lustbarkeiten aller Art verausgabt und Haus und Familie entzogen werden.

In Preußen gibt es etwa 500 000 Vereine und Gesellschaften, die lediglich dem Vergnügen dienen und deren zirka 20 Millionen Mitglieder allein an Jahresbeiträgen 50 bis 60 Millionen Mark aufbringen. Rechnet man dazu die Ausgaben für vier Vereinsfeste im Jahre, die sich, wenn man sie gering veranschlagt und mit nur drei Mark pro Fest und Mitglied in Ansatz bringt, auf 240 Millionen Mark beziffern, so erhält man eine Summe von 290 bis 300 Millionen Mark, und da die gesamte staatliche Einkommensteuer in Preußen rund 170 Millionen Mark beträgt, so erfordert also die Vereinsmeierei noch 120 bis 130 Millionen Mark im Jahre mehr, als jene Steuersumme ausmacht, der ein veranlagtes Einkommen von etwa 8500 Mark als Unterlage dient. Im Hinblick hierauf bedarf es wohl keiner weiteren Ausführung darüber, daß die Vereinsmeierei, wie wir sie heute vor uns sehen, ein gewaltiges Hindernis für die wirkliche Verbesserung der wirtschaftlichen Lage des Gros des Volkes ist, zumal dieselbe die Vergnügungs- und Genußsucht entschieden fördert und hierdurch die Ausgaben der Massen fortwährend größer werden.

Demgegenüber fällt der Nutzen und Gewinn, der der Allgemeinheit durch die Bedürfnisse der Vereine und Gesellschaften zukommt, durchaus nicht schwer ins Gewicht, und selbst, wenn wir annehmen wollen, daß der materielle Gewinn aus den Aufwendungen der Vereine für manche bedeutend ist, so kann dies doch niemals ein wirkliches Aequivalent bieten für den immensen Schaden, der der Gesamtheit des Volkes durch die unsinnige Geldvergeudung der Vereinsmeierei zugefügt wird.

Alles in allem: die Vereinsmeierei, Vergnügungs- und Genußsucht sind die Hauptfeinde der Volkswohlfahrt, und zwar in materieller, wie in geistiger Hinsicht, und so lange dieselben nicht mit aller Entschiedenheit bekämpft und unschädlich gemacht werden, wird die Hebung des Volkswohlstandes trotz aller bezüglicher Bestrebungen ein frommer Wunsch bleiben.

Die Lage bei Mukden.



Immer mehr lüften sich die Schleier, welche uns bisher das Bild der strategischen Lage im Raume um Mukden verhüllten. Wir sehen die Japaner in einem breiten, im Zentrum nicht allzu starken, an den Flügeln aber beträchtlich verdickten Halbkreis eine große Umfassungsbewegung ausführen, deren Endziel eine Einschließung der Russen bei Tieling sein dürfte. Noch ist es allerdings nicht so weit, daß über den Erfolg dieser Operationen schon irgend etwas Bestimmtes gesagt werden könnte. Es ist leicht möglich, daß sich bei Tieling das Schauspiel von Liaujang wiederholt, daß auch dort eine Entscheidung nicht erreicht werden kann. Sicher scheint aber zu sein, daß die Japaner ohne besondere schwere Kämpfe in den Besitz von Mukden gelangen dürften, dessen Befestigungen Kuropatkin zu einer energischen Verteidigung offenbar nicht zu reizen vermögen. Der russische General soll Mukden im wesentlichen bereits geräumt haben, und wenn die Japaner den Moment nicht zu rascherem Vordringen benutzen, so liegt das offenbar in der Anlage des Umfassungsplanes begründet, die zunächst das Zentrum zum Abwarten zwingt. Die Lage bietet im wesentlichen eine ziemlich genaue Analogie zu der, welche uns vor der Schlacht bei Liaujang monatelang in Spannung erhielt.

Ein moderner Dampfer.

Das jüngste Glied in der stattlichen Flotte des Norddeutschen Lloyd zu Bremen, der am 18. Juni auf der Werft des Stettiner Vulkan vom Stapel gelaufene und den Namen unseres zweitältesten Kaisersohnes tragende Reichspostdampfer Prinz Eitel Friedrich wird am 10. Oktober seine erste Ausreise nach Ostasien antreten, und es dürfte eine nähere Betrachtung des Schiffes darum besonders interessieren.

Die äußere Linienführung dieses imposanten Baues, der zu den größten Ostasienfahrern gehört, gibt ihm im Zusammenwirken mit den zwei Masten und den zwei mächtigen Schornsteinen das Gepräge formenschöner moderner Schiffsarchitektur.

Die Hauptabmessungen des Schiffes sind: Länge über Heck und Vorsteven 155 Meter, Breite 17 Meter, Höhe von Kiel bis Seite Oberdeck 11 Meter. Die Wasserverdrängung bei dem Maximaltiefgang von 8 Metern beträgt 15 300 Tonnen.

Prinz Eitel Friedrich ist als Vierdeckschiff mit drei vollständig durchlaufenden Stahldecks, sowie einem teilweisen Orlopdeck vorn und hinten, erbaut und erhält an Aufbauten ein Promenadendeck, ein Poop- und Baddeck sowie ein Bootsdeck, über dem sich im vorderen Teil das Offizierswohndeck erstreckt, sodaß wir insgesamt, vom Doppelboden ausgerechnet, sechs Stockwerke zu verzeichnen haben.

Die hauptsächlichsten Faktoren für die Sicherheit von Passagieren und Ladung beim Entwurf eines Ozeandampfers sind die Schottenabteilung und der Doppelboden. Während letzterer in seiner wasserdichten Zellenbauart dem Schiffe vorzüglichen Schutz gegen die Folgen etwaiger Grundberührungen bietet, dient er weiter noch dem Zwecke einer Versorgung mit Trink- und Kesselspeisewasser, gewährt schließlich in den verschiedenen Wasserballastzellen die Möglichkeit, die durch Verbrauch an Kohle und Proviant bedingte ungünstige Beeinflussung der Stabilitätsverhältnisse wunschgemäß auszugleichen. Die Schottenteilung hingegen bezweckt nichts anderes, als dem Schiffe bei etwaigen Kollisionen Unsinkbarkeit zu gewährleisten, und bei Prinz Eitel Friedrich wird dieser Zweck durch zehn bis zum Oberdeck reichende wasserdichte Querschotten noch bei 8 Meter Tiefgang erzielt. Nun ist es aber im Interesse der Sicherheit unbedingt notwendig, daß der leitende Ingenieur jederzeit schnell zu den besondere wasserdichte Abteilungen bildenden Kessel- und Maschinenräumen gelangen kann, wodurch wasserdicht verschließbare Türöffnungen in den Trennungsschotten notwendig werden, deren Verschluß in äußerst sinnreicher Weise auf hydraulisch-pneumatischem Wege schnell und vor allem sicher im Falle der Not bewirkt werden kann, sodaß, falls eine Abteilung überflutet ist, die Gefahr lokalisiert und durch Eingriff der Pumpen alsbald gänzlich behoben wird. Von letzterem sind in den Maschinen- und Kesselräumen eine ganze Kollektion aufgestellt; die größten weisen eine stündliche Leistung bis zu 200 Kubikmeter auf. Von diesen Pumpen und den mannigfachsten Hilfsmaschinen zweigt ein gewaltiges Rohrsystem ab und durchzieht, Nervensträngen gleich, das ganze Schiff, hier Trinkwasser fördernd, dort Bade- und hygienischen Zwecken dienend, oder wie in der Feuerlöschleitung zum Kampfe gegen das verheerende feindliche Element bereit zu sein, das, als an anderer Stelle von kundigen Männern „bezähmt, bewacht", als Dampferzeugerin wirksam ist; dort führen Rohrstränge den Dampf hinweg zu den eigenartigsten, überall im Schiff verteilten Hilfsmaschinen und zur Heizung in die einzelnen bewohnten Räume.

Inmitten der verschiedenartigsten Hilfsmaschinen erheben sich in schönen Verhältnissen und exakter Detailarbeit ausgeführt die beiden mächtigen vierkurbligen Vierzylinder-Viertach-Expansionsmaschinen nach dem Maffenausgleichs-Prinzip Schlicks konstruiert. Bei etwa 85 minutlichen Umgängen leisten sie normal 7000 indizierte Pferdestärken und erteilen dem Schiffe durch die beiden vierflügeligen Bronzeschrauben von nahezu 6 Meter Durchmesser eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 15 Knoten. Zur Erzeugung des Dampfes ist eine Kessellanlage geschaffen worden, die, über zwei wasserdicht getrennte Räume verteilt, aus zwei Doppelender- und zwei Einfachender-Zylinderkesseln besteht, welche auf 24 Feuern in 24stündiger Schicht etwa 45 Tonnen Kohlen verbrennen.

Ein bestgeschultes Personal, unter der erfahrenen Leitung des Ingenieurs, tut hier pflichtgetreu seinen Dienst und führt die Befehle aus, die ihm durch die großen mechanischen Telegraphen von der Kommandobrücke übermittelt, und deren Empfang durch Rückantwort am gleichen Apparat dem Kapitän bestätigt wird, der hierin somit die Kontrolle für die richtige Ausführung seiner Befehle hat. Wir finden von diesen Apparaten auf der Kommandobrücke mehrere aufgestellt, von denen zwei zu den Hauptmaschinen, einer nach der hinteren Kommandobrücke, der sogenannten Dockbrücke, und zwei zu den Haupt- und Hilfssteuermaschinen führen. Auf der Kommandobrücke ist ferner die Ausrückvorrichtung für die hydraulisch-pneumatische Schottenschließvorrichtung aufgestellt, mit welcher eine elektrisch betätigte Alarmklingelanlage verbunden ist, die im Falle der Gefahr, d. h. also, wenn der Kapitän das Handrad dieser Vorrichtung auf „Schotten zu" gestellt hat, selbsttätig während etwa 10 Sekunden in den gefährdeten Abteilungen als Warnungssignal ertönt, worauf nach Ablauf dieser Zeit sämtliche Schottüren im ganzen Unterschiff gleichzeitig sich selbsttätig schließen.

Zum Zweck des Ein- und Ausladens der Fracht